

"Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen.": Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(2007). "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen.": Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. *Historical Social Research, Supplement*, 19, 69-79. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288374>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

„Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück
Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der
anderen Seite Spaß machen.“

*Anselm Strauss im Interview mit
Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie **

Abstract: In an interview from 1994 the sociologist Anselm STRAUSS describes his intellectual biography, influenced by American pragmatism. Some of the central points include the development of the methodology of grounded theory, his research in the sociology of work, organization, and health and his theory of action.

Zum Interview: Nach Heiners erster Begegnung mit Anselm STRAUSS im Sommer 1990 hatten wir im Mai 1994 während eines Forschungsaufenthalts in Berkeley Gelegenheit zu ausführlichen Gesprächen mit Anselm. Wir erlebten ihn als Lehrer in seinem Seminar und in der Forschungssupervision, und wir besuchten ihn und seine Frau Fran in ihrem Haus am Moore Place.

Das Interview stellt eine Bearbeitung für die Veröffentlichung dar, die in charakteristischer Weise vom Tonbandprotokoll abweicht: Es wurden erhebliche Kürzungen und einige Umstellungen vorgenommen, ebenso Einfügungen aufgrund der schriftlichen Nachfragen per e-Mail.

* Address all communications to: Heiner Legewie, Potsdamer Str. 35, 12205 Berlin, Germany; e-mail: Legewie@ztg.tu-berlin.de; Barbara Schervier-Legewie, Potsdamer Str. 35, 12205 Berlin, Germany; e-mail: info@schervier.de.

Das Interview wurde in einer ersten Fassung im *Journal für Psychologie* (1995, S.64-75) veröffentlicht. Eine von den Autoren bearbeitete Zweitveröffentlichung ergänzt um einem Einführungstext sowie einen Anhang findet sich im *FQS – Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]*, 6(2), 5(2), Art. 22. <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-22-d.htm>>. Die vorliegende Fassung stellt eine redaktionell von den Herausgebenden des Bandes realisierte und mit der Autorin und dem Autor abgesprochene Kürzung der Zweitveröffentlichung in *FQS* dar.

1. Wie wird man Sozialwissenschaftler?

H.L.¹: Anselm, wir möchten Ihren Werdegang als Soziologe und die Entwicklung Ihrer wissenschaftlichen Konzepte in den Mittelpunkt des Interviews stellen.

A.S. Ich verließ 1958 die Universität, um am Michael Reese Hospital Feldforschungen in einer großen psychiatrischen Klinik durchzuführen. Früher hatte ich schon mit Howard BECKER an der Studie über „Boys in White“ mitgearbeitet. Das war eine der ersten größeren Studien über die berufliche Sozialisation von Medizinstudenten. Die Untersuchung lief in Kansas City, und die Feldarbeit wurde hauptsächlich von BECKER und Blanche GEER gemacht, während das Konzept von Everett HUGHES und mir stammte. Wir waren auch für die Forschungsberatung zuständig, und ich bin drei Monate in Kansas gewesen, habe da an der Feldarbeit mitgemacht.

Ich begann dann mit mehreren meiner Schüler, darunter Rue BUCHER und Leonard SCHATZMAN, die sehr umfangreiche Feldstudie über psychiatrische Institutionen, die 1964 als „Psychiatry's Ideologies and Institutions“ veröffentlicht wurde. In dieser Studie arbeiteten wir, ohne es zu wissen, mehr und mehr mit der Grounded Theory. Wir untersuchten zwei Krankenhäuser, eine Privatklinik und ein State Hospital, beide mit ihren unterschiedlichen Stationen. Wir haben zur Gewinnung unserer Konzepte alle Stationen systematisch miteinander verglichen, außerdem Psychiater verschiedener Orientierungen, Pflegepersonal, nichtmedizinisches Personal und Patienten. So haben wir die „Methode der konstanten Vergleiche“ entdeckt. Die Krankenhäuser befanden sich damals in einer Umbruchphase, und wir merkten bald, dass die Ärzte sehr unterschiedlichen Ausbildungstraditionen entstammten. Sie waren entweder biologisch orientiert oder Mitglieder des Chicagoer Psychoanalytischen Instituts – manche von ihnen sind später sehr bekannt geworden –, oder auch junge Ärzte, die in psychoanalytischer Ausbildung und Supervision standen. Unsere Beobachtungen über die Behandlungsarten machten mich zunehmend skeptisch über ihr fachliches Wissen. Das ist auch der Grund dafür, dass wir dann über „psychiatrische Ideologien“ schrieben. Wir haben während der Studie oft herzlich gelacht. Nicht dass wir die Leute belächelt hätten, aber es passierten einfach so viele komische Zwischenfälle vor unseren Augen!

Ich erinnere mich an einen 14jährigen Jungen, der alle Regeln durchbrach, ständig weglief, gewalttätig wurde, alles „aufmischte“, sich in seinem Zimmer einschloss etc. Die ganze Station war in ständigem Aufruhr. Wir nannten diesen Jungen den „Patienten des Jahres“. Die Neuigkeiten wanderten durch das ganze Krankenhaus, das Personal diskutierte auf den Gängen, was man machen sollte; es gab jede Menge Meetings. Als Feldforscher wäre ich Ihnen in dieser

¹ Im Folgenden Anselm STRAUSS = A.S., Heiner LEGEWIE = H.L. und Barbara SCHERVIER-LEGEWIE = B.S.

Woche wie ein tanzender Derwisch erschienen, der von Akteur zu Akteur gelaufen ist – Pflegepersonal, Ärzte, Eltern, Verwaltung usw., immer wieder die Runde, immer hinter diesem Fall her. Wir haben diesen Fall in unserem Buch ausführlich dargestellt. Er diene uns zum Beleg dafür, wie es in der Feldforschung sowohl auf den Prozess ankommt, der sich im Zeitverlauf entfaltet, als auch auf die vielfältigen Perspektiven und Aktionen der Akteure. Ich habe beides später im Konzept der „Verlaufskurve“ (trajectory) zusammengefasst.

Wir stellten fest, dass einige Behandlungsarten in diesem oder jenem Krankenhaus erfolgreich waren, aber nicht unbedingt aufgrund der ideologischen und schulmäßigen Ausrichtung der Therapeuten. Das alles brachte uns in Distanz zu den Ärzten, sowohl theoretisch wie auch in der Feldarbeit. Wir nahmen bewusst eine sehr soziologische Perspektive ein und interessierten uns dafür, wie die Menschen es schafften, bei aller Verschiedenheit ihre anstehende Arbeit zu organisieren. Wir stellten fest, dass die soziale Ordnung auf „Aushandlungen“ (negotiations) beruhte: In den untersuchten Institutionen gab es praktisch keine Organisationsstrukturen, die nicht ständig in Frage gestellt wurden und neu ausgehandelt werden mussten!

Ich formulierte damals das für meine weitere Arbeit zentrale Konzept der „ausgehandelten Ordnung“ (negotiated order). Soziale Ordnung ist nach meiner Auffassung niemals selbstverständlich, sondern erfordert zu ihrer Etablierung, Aufrechterhaltung und ihrem Wandel immer wieder Aushandlungsprozesse, deren Art und Weise natürlich vom jeweiligen Kontext abhängig ist. Das ist ein ausgesprochen interaktionistisches Konzept; für die meisten soziologischen Theorien ist nämlich die Ordnung das selbstverständlich Gegebene, und sie tun sich dann schwer damit, Chaos und Wandel zu erklären!

2. Grounded Theory

1960 kam ich nach San Francisco an die Medical School der Universität. Ich wollte mir die Krankenhäuser anschauen und suchte einen interessanten Untersuchungsgegenstand, der auch für Mediziner und Pflegepersonal wichtig sein könnte. Ich entdeckte, dass die Leute mit dem Sterben im Krankenhaus ihre Probleme hatten. So begann ich mit Feldstudien über das Sterben im Krankenhaus. Ich konnte damals natürlich nicht ahnen, wie bald der Tod und die Sterbebewegung ins öffentliche Bewusstsein dringen und Einfluss gewinnen würden!

Es stellte sich bald heraus, dass das Thema eine umfangreichere Erhebung und Analyse erforderte. Nach sechs Monaten konnte ich Barney GLASER hinzugewinnen. Er kam frisch von der Columbia Universität, wo er bei MERTON und LAZARFELD studiert hatte. Ich stellte ihn ein ohne irgendein Empfehlungsschreiben, einfach weil ich sah, wie gut er war und zu meinen Forschungsideen passte. Wir hatten beide persönliche Vorerfahrungen mit dem

Tod. Ich hatte fünf Jahre früher beim Tod meiner Mutter erlebt, wie die Sterbende und wir Angehörigen uns gegenseitig etwas über den Zustand meiner Mutter vorspielten. Beim Sterben eines Freundes wirkte ich später selber mit an einem sorgsam arrangierten geheimen Einverständnis im Freundeskreis, das den Freund über seinen bevorstehenden Tod im Unklaren lassen sollte. Barney hatte vor Beginn der Studie seinen Vater verloren und war besonders beeindruckt von der Bedeutung der Todeserwartung und der Hilflosigkeit der Angehörigen. Das Wissen um die Todeserwartung war also ein „sensibilisierendes Konzept“, das wir aus unseren persönlichen Erfahrungen in die Studie mitbrachten. Barney hatte außerdem den Kopf voll von allen möglichen MERTONschen theoretischen Begriffen; doch wir merkten bald, dass wir mit theoretischen Konzepten, die wir nach und nach aus dem Material heraus entwickelten, sehr viel dichter an die Wirklichkeit herankamen.

Die Auswahl der zu untersuchenden Krankenhäuser und Stationen wurde bereits von unseren Hypothesen über die Bedeutung der Todeserwartung und der Bewusstheit des Sterbens bestimmt. Wir untersuchten insgesamt sechs Einrichtungen in der Bucht von San Francisco. Wir begannen auf einer Frühgeborenenstation, einer Station mit hoher Todeserwartung und fehlender Bewusstheit des Patienten. Danach untersuchten wir eine Krebsstation, wo langsames Dahinsiechen typisch war und Unterschiede in der Bewusstheit des Sterbens besonders deutlich waren. Später kamen geriatrische Stationen, Unfall- und Kinderstation hinzu. Während der Feldarbeit schrieben wir analytische Memos und entwickelten Schritt für Schritt unsere Konzepte. Jede neue Erhebung erwuchs aus vorangegangenen theoretischen Überlegungen – das war das Prinzip des theoretischen Sampling.

Schließlich formulierten wir in „Awareness of Dying“ (1965; dt. Interaktion mit Sterbenden, 1974) unsere in den Daten gegründete (grounded) Theorie über den Einfluss der Bewusstheit auf den Umgang mit Sterbenden. Wir untersuchten verschiedene Bewusstheitskontexte: geschlossene Bewusstheit, Argwohn, wechselseitige Täuschung und offene Bewusstheit. Praktisch wichtig sind die von uns herausgearbeiteten Auswirkungen dieser Bewusstheitskontexte auf die Interaktion mit dem Patienten. Es war erschütternd zu sehen, wie das Pflegepersonal jeden Kontakt mit dem Patienten, wenn dieser argwöhnisch war, auf das Notwendigste einschränkte, nur um offene Bewusstheit um jeden Preis zu vermeiden!

So entwickelten wir im Verlauf der Studie Zug um Zug die Methoden der Grounded Theory und unseren Forschungsstil. Ich hatte diesen Stil zwar schon vorher intuitiv praktiziert, aber ich hatte keine Namen gehabt für das, was ich tat. Barney war durch die Ausbildung bei LAZARSELD in einer stärker systematischen Anwendung von Methoden geschult und kam immer wieder mit Vorschlägen zur Benennung der einzelnen Schritte. So haben wir uns sehr gut ergänzt.

3. Die Vermittlung der Methode

Der Chicagoer Einfluss verblasste nach dem Krieg. 1945/46 trat diese Uni ihre Rolle als wichtigstes Zentrum der Soziologie an Columbia, Harvard und Yale ab. Alle gingen jetzt dorthin, gleichzeitig gab es einen Übergang zum Funktionalismus á la PARSONS und MERTON und zu quantitativen Survey-Studien. Dieser Wandel ging einher mit einer Bürokratisierung der universitären Forschung und dem zunehmend konservativen politischen Klima. Chicago und der qualitative Stil lebten zwar weiter, Leute wie GOFFMAN oder ich selber machten ihre Sachen einfach weiter, aber weniger sichtbar. Doch in den frühen 70er Jahren wurden diese Arbeiten wiederentdeckt.

H.L. Hängt dieser Wandel mit der Studentenbewegung zusammen?

A.S. Ja, natürlich; 1968 gab es diese gewaltige Studentenbewegung, den Protest gegen den Kapitalismus. In der Soziologie kam damals der Neomarxismus, die Interaktionisten wurden wiederentdeckt, die Ethnomethodologie kam auf und auch eine phänomenologische Strömung.

H.L. Wie wirkte sich das auf die Grounded Theory aus?

A.S. Wir entschieden Mitte 60, ein Buch über Methoden zu schreiben. Wir spürten schon, dass Veränderungen in der Luft lagen, denn wir wollten für die „Kids“ schreiben – Leute über 30 schienen uns schon zu festgelegt. Barney hatte das bessere Gefühl, dass ein solches Buch ankommen würde, ich war skeptischer, weil ich älter war. Der Titel, „The Discovery of Grounded Theory“ (1967; dt.: 1998), zeigt schon, worauf es uns ankam: nicht wie in den üblichen Methodenbüchern die Überprüfung von Theorie, sondern deren Entdeckung „aus den Daten heraus“. Grounded Theory ist keine Theorie, sondern eine Methodologie, um in den Daten schlummernde Theorien zu entdecken.

Wir verbanden drei Zielsetzungen mit dem Buch: Erstens versuchten wir, qualitative Forschung, die damals nicht anerkannt wurde, zu legitimieren. In vielen Departements ist es ja immer noch so, dass qualitative Forschung nicht als wissenschaftlich gilt! So wurde das Buch auch benutzt. – Studenten konnten damit ihre qualitativen Studien vor den Prüfungsausschüssen besser rechtfertigen. Zweitens wollten wir Funktionalisten wie PARSONS und MERTON attackieren. Damals wurden deren Theorien von den Studenten und jungen Soziologen umstandslos übernommen und alles andere in Frage gestellt. Wir wandten uns gegen diese „überlieferten Theorien“, und das war auch wirkungsvoll. Deswegen hat das Buch diese aktive und scharfe Diktion. Der Lektor hat zunächst alle aktiven Verben ins Passiv verkehrt, um das abzumildern, doch wir haben dagegen protestiert und uns durchgesetzt. Der dritte Grund war die Darstellung der Möglichkeit von Theoriebildung aus den Daten heraus. Das wird ja bis heute von vielen qualitativen Forschern bezweifelt. Die meisten begnügen sich mit ethnografischen Beschreibungen wie die frühen Chicagoer.

Und neuerdings die Postmodernen halten es nicht mehr für sinnvoll, systematisch Theorien zu entwickeln.

H.L. Ich habe das Buch Anfang der 1980er gelesen, als ich mich mit der Auswertung meiner ersten eigenen Feldstudie herumschlug. Ich war begeistert, aber ich habe nicht gelernt, wie man mit der Grounded Theory arbeitet. Da haben mir erst die späteren Bücher weitergeholfen.

A.S. Ja, das ist ein Missverständnis, auf dass das Buch teilweise noch heute stößt. Es enthält keine Methoden, es ist programmatisch geschrieben. Wir dachten anfangs, man kann unseren Stil zu arbeiten ebenso wenig wie eine Labortechnik in einem Buch vermitteln. Wir forderten die Leute einfach auf, mit uns zusammen nach der Grounded Theory zu arbeiten. Doch dann richteten wir ein Seminar ein, das Barney von 1968 bis 1979 übernahm. Er schrieb in dieser Zeit „Theoretical Sensitivity“ (1978), ein gutes Buch, das ich auch heute noch meinen Studenten empfehle. Aber es enthielt keine Beispiele. Dann habe ich das Seminar bis heute übernommen. Die Studenten begannen, die Sitzungen auf Band aufzunehmen, weil sie fanden, das geht ihnen alles zu schnell, und sie wollten sich das später noch einmal anhören. Sie fingen auch an, von den Sitzungen Transkriptionen anzufertigen. Schließlich forderten sie mich auf, ein Buch darüber zu schreiben. Ich habe die Transkriptionen durchgesehen, ergänzt und kommentiert, und so entstand das Buch „Qualitative Analysis for Social Scientists“ (1987; dt. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 1991).

H.L. Ein sehr lebendiges Buch. Man bekommt durch die vielen Protokolle über Kodierarbeit und Memoschreiben mit, wie die Arbeit tatsächlich läuft. Durch die vielen Beispiele gibt es aber auch einen Einblick in die Vielfalt Ihrer Forschungsthemen.

A.S. Das letzte Buch, das ich mit Juliet CORBIN geschrieben habe („Basics of Qualitative Research“, 1990; dt.: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, 1996) ist sehr viel didaktischer aufgebaut, es ist für Anfänger und führt den Studenten schrittweise in die Arbeitsweise ein. Es ist übrigens ein Bestseller beim Sage Verlag. Interessanterweise wird es hauptsächlich von Leuten gekauft, die nicht in der Soziologie arbeiten, sondern in der Psychologie, vor allem der Klinischen, und Pädagogik, Public Health, Pflegewissenschaft. Ich weiß, warum das Buch so gut ankommt: Es ist die praktische Art, die Probleme anzugehen, die vor allem Leute anspricht, die in der Praxis stehen und forschen wollen!

H.L. In Deutschland ist die Grounded Theory sehr verbreitet, seit einigen Jahren auch in der Psychologie. Allerdings gilt die Methode als anspruchsvoll und aufwendig. Da würde mich interessieren, was Sie als die Essentials der Methode ansehen.

A.S. Zunächst einmal meine ich, Grounded Theory ist weniger eine Methode oder ein Set von Methoden, sondern eine Methodologie und ein Stil, analytisch über soziale Phänomene nachzudenken. Ich habe diesen Stil gewissermaßen

unvollständig entwickelt aus meinen Bedürfnissen als Interaktionist und Feldforscher heraus.

Wenn ich nun sagen sollte, was zentral ist, würde ich drei Punkte hervorheben: Erstens die Art des Kodierens. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht bloß der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für die untersuchten Phänomene besitzen. Das Zweite ist das theoretische Sampling. Ich habe immer wieder diese Leute in Chicago und sonst wo getroffen, die Berge von Interviews und Felddaten erhoben hatten und erst hinterher darüber nachdachten, was man mit den Daten machen sollte. Ich habe sehr früh begriffen, dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviewpartner nahe legen. Und das Dritte sind die Vergleiche, die zwischen den Phänomenen und Kontexten gezogen werden und aus denen erst die theoretischen Konzepte erwachsen. Wenn diese Elemente zusammenkommen, hat man die Methodologie.

Wie die Leute allerdings damit umgehen, hängt natürlich von ihren Bedürfnissen ab. Denken Sie nur an Historiker, die müssen das natürlich dann mit ihren Techniken des Quellenstudiums verbinden. Ich habe z.B. eine Studentin, die über die Entwicklung der reproduktiven Medizin arbeitet, das ist eine historische Arbeit, aber mit Hilfe der Grounded Theory. Oder denken Sie an Informatiker, die sich neuerdings der Grounded Theory zur Systemanalyse bedienen. Genauso gibt es Leute, die die Methode mit quantitativer Forschung verbinden möchten, warum denn nicht?

H.L. Wie sehen Sie denn die Einsatzmöglichkeiten von Kurzformen der Grounded Theory für die Praxis, z.B. auch in der Aktionsforschung oder als Instrument zur Umsetzung von Reformen?

A.S. Ich halte den Stil der Grounded Theory für sehr variabel. Der Vorschlag, bei bestimmten Fragestellungen abgekürzte Verfahren anzuwenden, geht genau in diese Richtung. Man muss die Methodologie an die Fragestellungen und die Randbedingungen anpassen. Seit Jahren supervidiere ich Forschungsarbeiten von Pflegekräften, das sind sehr praxisorientierte Fragestellungen, und da sind entsprechende Abstriche notwendig. Ich möchte überhaupt kein Purist sein, sondern ich möchte mit der Methode nützlich sein.

B.S. Wann würden Sie denn das Gefühl haben, das ist nicht mehr meine Methode?

A.S. Das ist eine gute Frage. Ich würde antworten: Wenn die genannten drei Essentials beachtet werden, ist es Grounded Theory, wenn nicht, ist es etwas anderes. Aber wenn jemand sich trotzdem auf die Grounded Theory beruft, kann ich es auch nicht verhindern!

4. Forschungsarbeiten

H.L. Ich würde gern auf Ihre Forschungen in den letzten Jahren zu sprechen kommen. Was waren das für Themen?

A.S. Nach den Studien zum Sterben habe ich über den Schmerz gearbeitet. Damals bin ich selber krank geworden, ich hatte 1972 einen Herzanfall, sodass ich vier, fünf Jahre kaum arbeiten konnte. Ich habe in dieser Zeit ein Buch über Schmerz veröffentlicht (*The Politics of Pain Management*, 1977; mit Shizuko FAGERHAUGH), außerdem ein theoretisches Buch über Aushandlungsprozesse (*Negotiations*, 1978). In diesem Buch habe ich das Konzept der „ausgehandelten Ordnung“ ausgearbeitet und an ganz unterschiedlichen Beispielen – Arbeitsarrangements auf psychiatrischen Stationen, Tarifverhandlungen, Verhandlungen im kriminellen Milieu, bei den Nürnberger Prozessen und im Kalten Krieg – die Kontextbedingungen von Aushandlungsprozessen untersucht.

Anschließend kam eine Studie über die Art und Weise, wie neue Technologien in die medizinische Arbeit integriert werden, wobei es vor allem um chronisch Kranke ging, auch Patienten mit Herzerkrankungen, Diabetes. Ich habe die gesamte Verlaufskurve (trajectory) der Krankheitsbewältigung untersucht, Phasen, in denen die Patienten zu Hause waren, ebenso wie schwerkranke Phasen im Krankenhaus. Wir haben ein dickes Buch darüber veröffentlicht, wie Technologie die Organisation des Krankenhauses und die Arbeit am Patienten verändert (*Social Organization of Medical Work*, 1985; mit S. FAGERHAUGH, B. SUCZEK und C. WIENER).

Das Thema chronische Krankheit hat mich in den folgenden Jahren mehr und mehr beschäftigt, ich habe dazu Lehrveranstaltungen gemacht und das Buch mit Juliet CORBIN über chronisch Kranke und ihre Partner geschrieben (*Unending Work and Care: Managing Chronic Illness at Home*, 1988; dt. *Weiterleben lernen. Chronisch Kranke in der Familie*, 1993). Anschließend habe ich mit Juliet auf der Grundlage unserer Studien ein Buch über Gesundheitspolitik veröffentlicht (*Shaping a New Health Care System: The Explosion of Chronic Illness as a Catalyst of Change*, 1988). Dann habe ich dies Buch über Handlungstheorie geschrieben, das letzten Sommer erschienen ist (*Continual Permutations of Action*, 1993).

5. Bilanz

B.S. Ich möchte Sie gern fragen, wie Sie das persönlich verkraftet haben, immer wieder über belastende Themen wie Sterben und chronische Krankheit zu forschen?

A.S. Darüber habe ich selber oft nachgedacht. Abgesehen von meinem Temperament – ich glaube es gibt zwei Seiten in mir, einmal eine ziemlich distanzier-

te Seite und dann eine Seite, die Sie ja kennen. Ich bin ziemlich kontaktfreudig und warmherzig – also abgesehen vom Temperament bin ich sehr ausgeprägt Sozialwissenschaftler und Forscher. Das heißt, ich bin darauf aus, zu verstehen was abläuft, wenn ich auf die Dinge sehe, und gleichzeitig einen größeren Zusammenhang herzustellen. Diese analytische Haltung verschafft mir gewöhnlich eine schützende Distanz.

Außerdem steckt der Glaube an Reformen in meiner Arbeit und vielleicht auch in meiner Natur: Ich möchte mich dafür einsetzen, dass mit den Schwierigkeiten des Lebens besser umgegangen werden kann, und ich hoffe, dass meine Arbeit dazu beiträgt, „die Dinge besser zu machen“. Schließlich habe ich die Überzeugung, dass Forschung sich der wichtigen menschlichen Themen annehmen sollte. Das heißt nicht unbedingt, man sollte nur schreckliche Dinge untersuchen, aber verdammt noch mal, Ereignisse wie Sterben, verrückt oder chronisch krank werden sind nun mal zentral für die menschliche Existenz!

Ich denke, es gibt hier zwei unterschiedliche Fragen: Wie hältst du es aus, so etwas zu machen, und wie bist du dazu gekommen, diese Themen zu untersuchen. Das Zweite ist leichter zu beantworten: Sterben, weil es den Leuten in den Krankenhäusern auf den Nägeln brannte, chronische Krankheit, weil ich deren Bedeutung bei der Untersuchung des Sterbens immer wieder erlebt hatte, psychische Krankheit, weil ein Freund, der Psychiater war, die Anregung gab und wir die Forschung finanziert bekamen.

B.S. Ich weiß nicht, ob Sie darauf antworten mögen: Sie haben selber die Erfahrung eines Herzinfarkts gemacht, möglicherweise schwebten Sie in Lebensgefahr – hat das Ihre Forschung beeinflusst?

A.S. Ich denke, ich war nicht wirklich in Lebensgefahr. Bei einem Forschungsaufenthalt in Manchester hatte ich einen Mikroinfarkt. Das war sehr schmerzhaft, und hinterher brauchte ich sehr viel Ruhe, aber ich habe Glück gehabt, weil die Ausdehnung des Infarkts nicht sehr groß war.

Bevor ich erkrankte, arbeitete ich schon über chronische Krankheit. Ich hatte Studenten, die Interviews machten, ich hatte ein Seminar über chronische Krankheit, das sehr populär war. 1972 wurde ich dann selber krank, und 1974 schrieb ich mit Barney GLASER mein erstes Buch über chronische Krankheit (*Chronic Illness and the Quality of Life*, 1975), ein Buch für Praktiker. Dabei habe ich immer auch über chronische Krankheit anhand meiner eigenen Erfahrung als Vergleichsbeispiel nachgedacht. In dem späteren Buch mit Juliet CORBIN (*Unending Work and Care*, 1988) habe ich auch Material über mich beschrieben: Der Fall Einstein in dem Buch, das bin ich (längeres Lachen). Aber wie ich schon sagte, ich bin Sozialwissenschaftler, ich nehme auch zu meiner eigenen Krankheit diese Distanz ein. Ich könnte nicht einfach eine Autobiografie über meine Krankheit schreiben, zumindest würde das nicht besonders gut werden, denn ich bin kein Schriftsteller. Ich denke analytisch. Als ich krank wurde und mich dann allmählich erholte, habe ich mir die Frage gestellt: „Wie machst du das, dein normales Leben wieder aufzunehmen?“ Das

war nicht so einfach, aber ich hatte aus meiner Beschäftigung mit dem Thema Arbeit schon soziologische Konzepte, um das zu analysieren.

B.S. Könnte man sagen, diese Haltung hilft Ihnen, mit der Krankheit besser fertig zu werden?

A.S. Ja, natürlich. Beispielsweise macht man sich Kontrollvorgänge besser klar, man merkt, wann man mit etwas aufhören muss, wenn es einem schlecht geht. Ich denke oft, Patienten, die analytisch über ihre Erfahrungen nachdenken, könnten sehr nützlich für Ärzte und Pfleger sein. Aber es ist nicht üblich, sie nach ihren Erfahrungen mit der Krankheit zu fragen. Ich habe als Wissenschaftler versucht, darüber zu schreiben.

H.L. Zum Abschluss des Interviews möchte ich Sie fragen nach der Bilanz Ihres Lebens als Wissenschaftler. Was waren die Höhepunkte? Gab es auch Burnouts oder Zeiten, in denen Sie am Sinn Ihrer Arbeit gezweifelt haben?

A.S. Es gibt bei jedem Menschen Lebensabschnitte, in denen er nicht produktiv ist. Viele Kollegen meiner Generation sind in ihren 40ern und 50ern ausgebrannt. Sie publizieren zwar weiter, aber was sie schreiben, ist nicht sehr interessant, und ich denke, das wissen sie selber.

Ich selber war in meiner Jugend und in den 70ern, als mir die Energie fehlte, nicht besonders produktiv. Heute bin ich 77. Mein Leben ist zwar eingeschränkter als früher, weil ich dieses Herzleiden habe, aber ich arbeite noch, und dann spiele ich Piano. Die Leute sagen mir, das Zeug, das ich schreibe, ist genau so gut wie früher. Ich denke, da gibt es zwei Gründe. Erstens, ich mache es gern, ich liebe meine Arbeit. Ich sage den Studenten oft, wenn die Forschungsarbeit keinen Spaß macht, sollten sie es lassen. Denn es ist oft sehr harte Arbeit, frustrierend und angstausslösend, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen! Und der andere Aspekt ist, denke ich, dass ich ein amerikanischer Liberaler bin. Das heißt für mich, sich für die Menschenrechte und die bürgerlichen Freiheitsrechte einzusetzen, die in jeder Generation von neuem erkämpft und gesichert werden müssen. Dazu möchte ich mit meiner Arbeit beitragen. Ich habe mich zwar nie direkt in Reformbewegungen engagiert – dazu fehlte mir die Energie. Als Akademiker, der ich mit ganzer Leidenschaft bin, habe ich meine Energie ins Lehren und Forschen gesteckt. Doch auch mit dieser Arbeit möchte ich praktisch und gesellschaftlich nützliche Ergebnisse haben. Deshalb habe ich seit den Büchern über das Sterben angefangen, für Leute zu schreiben, die nicht nur Soziologen, Psychologen oder Politikwissenschaftler sind. Die Bücher können genauso gut von Praktikern gelesen werden, Pflegepersonen, Ärzten oder Sozialarbeitern, die sich einfach für die Sache interessieren. Genauso geht es mir mit der Grounded Theory: Es ist schön, wenn Soziologen und Psychologen sie anwenden, aber es ist noch viel schöner, wenn Leute sie nützlich finden, die in der Praxis arbeiten.

Literatur

- Becker, Howard S.; Geer, Blanche.; Hughes, Everett C. & Strauss, Anselm L. (1961). *Boys in White, Student Culture in Medical School*. Chicago: University of Chicago Press.
- Corbin, Juliet & Strauss, Anselm L. (1988). *Unending Work and Care: Managing Chronic Illness at Home*. San Francisco: Jossey-Bass (dt. 1993: Weiterleben lernen. Chronisch Kranke in der Familie. München: Piper)
- Fagerhaugh, Shyzuko & Strauss, Anselm L. (1977). *The Politics of Pain Management*. Menlo Park, CA: Addison Wesley.
- Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley, Ca.: Sociology Press.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago: Aldine. (dt. 1998: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber)
- Strauss, Anselm L. (1978). *Negotiations: Varieties, Processes, Contexts, and Social Order*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative Analysis for Social Scientists*. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (dt. 1991: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Fink; 1994: UTB)
- Strauss, Anselm L. (1993). *Continual Permutations of Action*. NY: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Anselm L. (1995). Identity, Biography, History, and Symbolic Representations. *Social Psychology Quarterly*, 58(1), 4-12.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1988). *Shaping a New Health Care System: The Explosion of Chronic Illness as a Catalyst for Change*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park, CA: Sage.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1965). *Awareness of Dying*. Chicago: Aldine. (dt. 1974, 2. Aufl. 1995.: Interaktion mit Sterbenden. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht)
- Strauss, Anselm L. & Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1975). *Chronic Illness and the Quality of Life*. St. Louis: C.V. Mosby.
- Strauss, Anselm L.; Fagerhaugh, Shyzuko; Suczek, Barbara & Wiener, Carolyn (1985). *The Social Organization of Medical Work*. Chicago: University of Chicago Press.
- Strauss, Anselm L.; Schatzman, Leonard; Bucher, Rue; Ehrlich, Danuta & Sabshin, Mel (1964). *Psychiatric Ideologies and Institutions*. Glencoe, IL: The Free Press.